

Freiwiliges Sonntagsblatt

der
„Thorner Presse“.

Verlag von G. Dombrowski in Thorn.

N^o 7.

2. Quartal.

1884.

Im Banne der Schuld.

Roman von Reinhold Cronheim.
(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

[7] Graf Müllenberg ließ seine junge Schwägerin nicht einen Augenblick aus den Augen, wenn sie nicht um ihn war,

er Abends, wenn er mit dem Doktor Wurm seine gewohnte Partie Schach spielte, er von diesem in zarter Weise auf alle Vorzüge der jungen Dame aufmerksam gemacht wurde, ja der Doktor verstand es ausgezeichnet, den alten Grafen täglich neue entdecken zu lassen.

„Doktor,“ sagte Graf Müllenberg eines Abends und warf die Schachfiguren mißmüthig durcheinander, „wir wollen heute aufhören, ich

„Wissen Sie, Doktor, ich gehe seit einigen Tagen mit einem Plane um, der mir das Herz recht schwer macht.“

„Darf man fragen, um was es sich handelt?“

„O, gewiß, weshalb nicht? Ich möchte meinen Sohn gern verheirathen.“

„Ein ganz vorzüglicher Gedanke, Herr Graf, haben Sie vielleicht bereits eine passende Parthie? Oder hat Ihr Herr Sohn bereits



Bad Traunsee in der Schweiz. (Mit Text auf Seite 56.)

fehlte ihm etwas, es war ihm ein wirkliches Herzensbedürfniß, dieselbe dauernd an seine Familie zu fesseln. Nun kam noch hinzu, daß

gewinne doch nicht, wir wollen ein wenig plaudern.“

„Ganz wie Sie befehlen, Herr Graf.“

gewählt?“

„Das letztere weiß ich eben nicht, denn ich habe eigentlich noch nie mit ihm über der-

gleichen Sachen gesprochen. Aber, ich habe Grund, anzunehmen, daß er es bis jetzt noch nicht gethan hat. Was meinen Sie dazu, Doktor, wenn mein Sohn meine Schwägerin heirathet. Würde das Aufstoß erregen?"

"Zwiefern? Das könnte ich mir kaum denken."

"Ich eigentlich auch nicht," ereiferte sich der Graf, "aber ich möchte doch nicht vern, daß vielleicht in der Nachbarschaft die Nase über meine Familie gerümpft wird, und daß man hierin Grund zu üblem Gerede findet."

"Das kann man unmöglich, Herr Graf," entgegnete der Doktor schnell und mit Wärme. "Wenn die Verhältnisse so sonderbar liegen, wie hier, weshalb sollte der junge Graf nicht die junge Dame heirathen, so nah ist die Verwandtschaft durchaus nicht; der einzige Grund für Ihren Herrn Sohn, nicht in die Verbindung einzuwilligen, könnte höchstens der sein, daß die junge Dame wenige Jahre älter ist, als er selbst."

"O, darüber würde er gewiß hinwegsehen, sie ist ja so jugendfrisch, so reizend schön wie ein sonniger Maimorgen, daß dieser Umstand durchaus nicht in's Gewicht fallen kann."

"Glauben Sie das doch nicht so sicher, Herr Graf," erwiderte der Arzt, der den Grafen durch einen leisen Widerspruch erst recht reizen wollte, auf seinen Plan zu bestehen, wie er das gewöhnlich that, "glauben Sie das nicht, die Jugend heut' zu Tage ist in dieser Beziehung geradezu unberechenbar."

"Mein Sohn wird nicht so thöricht sein, sich an derartige alberne Vorurtheile zu kehren," rief Graf Möllenberg immer eifriger, "und wenn er mir keinen anderen Grund nennen könnte, um nicht in die Verbindung zu willigen, so würde ich seinen Widerstand zu brechen wissen. Verlassen Sie sich darauf, Doktor."

"Es ist ja durchaus nicht nöthig, daß wir jetzt schon an derartige erregte Scenen denken, bester Herr Graf," beschwichtigte der Doktor vorsichtig, "Sie werden mir zugeben, daß meine Ansicht ebenso gut richtig sein kann wie die Ihrige, es sind das eben nur Vermuthungen, und wenn ich es Ihnen offen gestehen darf, ich selbst könnte mir kaum ein schöneres Paar denken als Ihren Sohn und die junge Wittve, Beide sind ihren körperlichen und geistigen Eigenschaften nach wohl ganz würdig, Ihr altes, vornehmeres Geschlecht zu vertreten, Herr Graf."

"Das meine ich auch," sagte Graf Möllenberg nachdenklich.

"Sagen Sie, Doktor, Sie haben eigentlich noch nie über Eleonore gesprochen, wie finden Sie dieselbe, Sie wissen, daß ich auf Ihr Urtheil großen Werth lege."

"Ich theile in dieser Beziehung vollkommen Ihre Ansichten, Herr Graf," entgegnete der Arzt, "ich würde die Verbindung schon deshalb für äußerst vortheilhaft halten, weil Ihr Herr Sohn, seinem innersten Wesen nach, etwas zur Schwermuth, zur Melancholie hinneigt, sein Charakter ist ernst angelegt, und ich halte dafür, daß das lustige, leichtlebige Temperament der jungen Gräfin, das Ernst, Schrofne im Wesen Ihres Sohnes abschwächen und ihn dazu bringen wird, das Leben auch von der heiteren Seite anzusehen."

"In ganz derselben Weise habe ich über diesen Gegenstand gedacht, und ich freue mich, daß wir über diesen wichtigen Punkt einer Ansicht sind. Wissen Sie Doktor, ich bin ein alter Mann, man kann nie wissen, was mir passiert, ich möchte die Sache so schnell wie möglich geordnet haben, damit ich meinen Lebensabend in Ruhe genießen und mich an dem Glück meiner Kinder erfreuen kann."

"Aber, Herr Graf, wegen der Gründe, welche Sie anführen, hat die Sache durchaus

keine Eile, Sie sind durchaus nicht so alt, daß Sie zu irgend welchen Befürchtungen Veranlassung hätten, und Ihr Gesamtzustand hat sich gerade in der letzten Zeit in einer Weise gebessert, daß ich fast wetten möchte, Sie in nicht allzu ferner Zeit wieder durch Ihre Bestigungen reiten zu sehen."

"Machen Sie keine Redensarten, Doktor, und wecken Sie nicht Hoffnungen in mir, die sich niemals verwirklichen werden," sagte Graf Möllenberg abwehrend, aber dennoch leuchtete ein Strahl heimlicher Freude aus seinen Augen.

"Aber, Herr Graf, wir kennen einander so lange, daß Sie wissen werden, daß ich Ihnen gegenüber niemals mich zu jenen Täuschungen verleiten lassen würde, zu welchen der Arzt im Interesse seiner Patienten nur allzu häufig gezwungen ist. Im Uebrigen halte ich aber auch dafür, daß die Angelegenheit nicht allzu sehr in die Länge gezogen wird, obgleich ich Ihnen andererseits aber auch von jeder Ueberstürzung abrathen möchte."

"Was ist da zu überstürzen," widersprach der Graf, "wir Beide sind alte, erfahrene Männer, wir haben geprüft und sondirt nach jeder Richtung hin, ich wenigstens habe nicht den kleinsten Makel in dem Charakter meiner zukünftigen Schwiegertochter entdecken können. Also, frisch gewagt ist halb gewonnen. Sie können mir einen Gefallen erweisen, Doktor."

"Mit dem größten Vergnügen, Herr Graf," sagte der Doktor verbindlich.

"Na, ob Ihnen das so außerordentliches Vergnügen machen wird, möchte ich doch noch bezweifeln," lachte Graf Möllenberg, "ich wünschte nämlich, daß Sie bei der Gräfin Eleonore den Brantbewerber machen möchten."

"Aber, Herr Graf, eine solche Rolle schickt sich doch eigentlich nicht für mich," verjüchte der Doktor scheinbar abzulehnen, "mein Alter, meine Stellung befähigen mich in keiner Weise, zu diesem allerdings ehrenvollen Auftrage."

"Sie mißverstehen mich, lieber Doktor," lenkte der Graf ein, "ich meine das etwas anders. Sie werden begreifen, daß wenn ich wirklich für meinen Sohn werben würde, und das würde ich, wenn er selbst es nicht thun wollte, auf mich nehmen, ein Korb das Verleumdete wäre, was es auf der Welt giebt. Ich möchte daher sehr gern vorher wissen, wie Eleonore über die Sache denkt, ob sie überhaupt geneigt ist, auf meinen Vorschlag einzugehen. Bei Edwin hoffe ich auf keine Schwierigkeiten zu stoßen."

"Also ich soll spioniren," meinte der Doctor, indem er sarkastisch lächelte, "nun, Herr Graf, damit Sie sehen, wie groß meine Ergebenheit für Sie ist, will ich auch darauf eingehen. Ich denke, Ihnen in der nächsten Zeit genügende Auskunft geben zu können."

"Sie würden mir dadurch den größten Gefallen erweisen und der heißeste Wunsch meines Lebens wäre, wenn die Sache gut geht, dadurch erfüllt. Es wäre eine außerordentliche Beruhigung für mich, wenn ich meinen Sohn gut verheirathet wüßte, wirklich, Doktor, die größte Sorge wäre mir dadurch vom Herzen genommen."

"Hoffen wir das Beste, Herr Graf, ich glaube, Ihnen bald günstige Nachrichten bringen zu können."

Graf Möllenberg setzte die Schachfiguren wieder auf, und kurze Zeit darauf waren die beiden Herren in ihr geistreiches Spiel vertieft.

In dem Verhältnis zwischen Eleonore und Edwin war eine wesentliche Veränderung eingetreten. Zwar sahen sie sich jetzt weniger als in der ersten Zeit, weil Eleonore mit kluger Berechnung dem jungen Grafen überall auswich, trotzdem glaubte Graf Edwin Grund genug zu der Annahme zu haben, einen bleibenden

Eindruck auf das Herz der jungen Wittve gemacht zu haben. Er lebte wie im Traum, bei Tage wie bei Nacht sah er das verführerische, blendende Frauenbild vor seinen Augen, ausgesetzt mußte er an sie denken, ein feuriger Schauer überlief ihn, wenn er an den Augenblick dachte, wie er sie in seinen Armen gehalten, wie ihr reizender, blonder Kopf an seinem Herzen geruht hatte, mit aller Macht seines unentwachten Gemüthes sehnte er einen ähnlichen Augenblick herbei, aber sie schien standhaft ihm einen solchen nicht mehr gewähren zu wollen. Wenn er sie sah, geschah es nur in Gesellschaft, aber häufig traf ihn dann ein so verzehrender, liebeathmender Blick, ein so wehmüthig-hingebendes Lächeln, daß er vergehen zu müssen glaubte vor seliger, innerer Lust. Es war für ihn so süß, ein Geheimniß zu haben mit dem Gegenstand seiner Liebe, nur sie beide allein wußten, so glaubte er wenigstens, daß ihre Herzen einander gehörten für immerdar. Aber dennoch bemerkte er, daß zwischen Olga und Eleonore ein tiefer Groll bestehen mußte, er hatte öfter gesehen, mit welchem Haß das Auge Olga's auf dem Gesicht seiner Geliebten ruhte, wenn sie ihm zulächelte, wie sehr sie zusammenschrak, wenn dann plötzlich das Wort an sie gerichtet wurde. Aber auch das Herz Eleonore's erschien ihm dann nicht so makellos, wie früher, wenn er auch den versteckten Sinn mancher ihrer Bemerkungen nicht verstand, die sie an Olga richtete, so fühlte er doch, daß diese äußerst verlegend sein mußten, er sah das an dem häufigen, jähen Erörthen Olga's, er sah, wie sich ihre zarte Hand ballte, und wie dann ein Blick, schneidend und kalt wie eine Dolchflinge, das lachende, wundervolle Auge Eleonore's traf. Dieses geheimnißvolle Verhältniß zwischen den beiden Damen befremdete und erkältete ihn bisweilen. Er nahm sich vor, scharf zu beobachten, zu ergründen, was hier vorging, es erfüllte ihn mit banger, ahnungsvoller Traurigkeit, wenn er daran dachte, daß Eleonore's Charakter vielleicht doch nicht so makellos wäre, wie er ihn sich zuerst in seiner liebe-glühenden Phantasie ausgemalt hatte.

Traf ihn aber dann wieder der feucht-ver-schwimmende Blick seiner Angebeteten, so war Alles vergessen, alle Vorsätze, zu spähen und zu beobachten, schwand dahin vor dem einen Gedanken: sie liebt Dich, sie ist Dein! Nein, sagte er sich, so kann ein Weib nicht lügen, diese Blicke, dieses versteckte, schwermüthige Aufseufzen konnte keine Verstellung sein, dann verdiente nichts mehr auf der Welt Treue und Glauben, alles wäre dann eitel, alles wäre Lug und Trug.

Er hatte auch nicht Unrecht, wenn er glaubte, daß Eleonore ihn thatsächlich liebe, — es war wirklich so, nur war ihre Liebe eine andere als die seine. Er betete die schöne Frau an, er vergötterte sie und erblickte in ihr das einzige Ideal seines Lebens, ein Bild, ein Wort von ihr beseligte ihn Tage lang, er konnte stundenlang sitzen und sich ihr Bild vergegenwärtigen, und traurig sein und freudig zugleich.

Sie dagegen liebte anders, sie sah in ihm nur den schönen, reichen, beneidenswerthen jungen Mann, der jedes Weiberherz entflammen mußte, mit seinem edlen Stolz, seinem feurigen kühnen Blick. Sie wollte ihn besitzen, weil sie ihn keiner Anderen gönnte, weil sie nicht wollte, daß ein anderes Weib eine Gunstbezeugung von ihm erhielt, sie allein wollte Königin sein in seinem Herzen, sie wollte ihn zu ihrem Sklaven machen und zugleich seine Sklavin sein. Sie behte bei dem Gedanken, daß ein anderes Weib sie jemals verdrängen könnte, sie wäre lieber gestorben in Schmach und Elend, als daß sie von ihm gelassen hätte.

Graf Edwin mußte im Auftrage seines Vaters einen Tag verreisen. Der Doktor Wurm kam etwas früher in das Schloß und ließ sich sofort bei der jungen Gräfin anmelden.

„Ihr Spiel ist gewonnen, gnädige Gräfin,“ sagte er, nachdem er sie sehr ehrerbietig begrüßt hatte, „ich kann Ihnen Glück wünschen, Sie werden Herrscherin über alle diese weiten Besitzungen sein, sobald Sie es wollen.“

„Inwiefern, erklären Sie sich deutlicher,“ entgegnete Leonore, sie konnte ihre Freude doch nicht ganz verbergen.

„Ich bin halb und halb im Auftrage des alten Grafen hier, um bei Ihnen für seinen Sohn anzuhalten.“

„Ist das wahr, Doktor, belügen Sie mich nicht?“ fragte Leonore und trat flammenden Blickes dicht vor den Arzt hin, der erschreckt einen Schritt zurücktrat.

„So wahr ich lebe, nein,“ betheuerte dieser und legte die Hand auf's Herz, „dazu würde ich mich nie verleiten lassen. Ist es erlaubt zu fragen, gnädige Gräfin, ob Sie mit mir zufrieden sind?“

(Fortsetzung folgt.)

Durch Nacht zum Licht!

Criminal-Novelle von C. Garsboth.
(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Nach allen Nichtigungen hin machte er Umwege, aber er konnte es doch nicht verhindern, daß er plötzlich vor dem Hause stand. Einen scheuen Blick warf er nach oben, sollte er es wagen nach oben zu gehen oder nicht?

Der Muth der Verzweiflung erfaßte ihn, lieber den ganzen Unglückskelch mit einem Zuge leeren, als ihn tropfenweise verschlucken. Hastig stieg er die Treppen empor, mehr wie zehnmal las er auf dem sauberen Messingschild an der Thüre den Namen „Wittwe Möhring“, schnell faßte er nach dem Griff der Klingel, es war geschrien — er hatte geläutet.

Fast in demselben Augenblick öffnete sich die Thür, sie selbst öffnete.

„Herr Fernow, Sie selbst?“ fragte Hedwig im Tone unaussprechlicher Freude.

„Ja, Fräulein, ich bin es, darf ich eintreten?“ fragte er tonlos.

„Gewiß Herr Fernow, weshalb nicht? Mama,“ rief sie sich umwendend, „der Herr, von dem ich Dir erzählte, der so außerordentlich gefällig zu mir war, kommt uns besuchen.“

„Treten Sie näher, mein Herr, und seien Sie uns herzlich willkommen,“ sagte die alte Dame, indem sie ihre Hand ausstreckte.

Fernow ergriff dieselbe mit Wärme. Er blickte tiefgerührt in das gramdurchfurchte Antlitz der schwergeprüften Frau.

„Verzeihen Sie mir gütigst, Frau Möhring, daß ich so ohne Weiteres hier bei Ihnen eindringe, ich bin jedoch einem unwiderstehlichen Herzensdrange gefolgt und ich gestehe Ihnen offen ein, daß ich heute gerade in der Stimmung bin, entweder ganz unglücklich zu werden, oder ob ich noch einmal Hoffnung fassen darf, wieder ein freier, glücklicher Mann mit reinem Gewissen werden zu können. Erlauben Sie mir daher, daß ich Ihnen einige Worte allein sagen darf.“

Hedwig hatte mit weit geöffneten Augen und vor die Brust gefalteten Händen zugehört, eine namenlose Angst überfiel sie, was hatte er mit der Mutter zu sprechen, sie hüschte aus dem Zimmer hinaus in das Kammerchen, und verbarg ihren Kopf wieder im Orange unbe-

kannter, fiebernder Gefühle in den Rissen des alten, treuen Canapees.

„Frau Möhring,“ begann Fernow leise, mit zitternder Stimme, „ich weiß nicht, ob Sie von meinem Unglück gehört haben?“

Die alte Dame machte ein bejahendes Zeichen.

„Desto besser, dann kann ich den unangenehmsten Theil meiner Erzählung überschlagen. Das schwöre ich Ihnen zunächst bei Allem, was mir heilig ist, daß ich unschuldig bin an dem mir zur Last gelegten Verbrechen, glauben Sie diesem Schwur, verehrte Frau, Sie werden Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen schenken. Nun der andere Theil meiner Bitte. Vielleicht ist es Ihnen nicht unbekannt geblieben, daß ich Ihr Fräulein Tochter zweimal gesehen und gesprochen habe. Ich halte es für meine Pflicht, Sie davon in Kenntniß zu setzen, ich will nichts hinter Ihrem Rücken beginnen, aber ich bitte Sie um die Erlaubniß, daß ich, sobald ich meinen ehrlichen Namen wieder hergestellt habe, zu Ihrer Tochter in nähere Beziehungen treten darf, denn das fühle ich, daß ich ohne sie schwerlich werde leben können. Ich selbst kann ja nur sehr wenig in meiner Sache thun, vorläufig werde ich abwarten müssen, was die Zukunft bringt, ich muß jetzt noch Alles einer gütigen Vorsehung überlassen. Es ist ja möglich, daß sich die Sache in den nächsten Tagen bereits aufklärt, vielleicht vergeht noch lange Zeit darüber, vielleicht wird der dunkle Schleier, der über der geheimnißvollen That ruht, überhaupt niemals geklärt. Wie es aber auch kommen mag, in jedem Falle bitte ich Sie, mir sagen zu wollen, ob ich bei meinem Anliegen auf Ihre gütige Unterstützung rechnen kann?“

„Herr Fernow, ich kenne Sie, wie Sie hören, auch bereits,“ entgegnete Frau Möhring nach längerer Pause, „zunächst gestatten Sie mir die Versicherung, daß ich von Ihrer Unschuld vollkommen überzeugt bin. In Folge dessen brauchen Sie auf das Gerede der Leute uns gegenüber kein Gewicht zu legen. Was den anderen Theil ihrer Frage betrifft, so kann ich Ihnen nur das sagen, daß ich meiner Tochter nie den geringsten Zwang in ihren Herzensneigungen auferlegen werde. Ich glaube, daß sie so erzogen ist, daß Herz und Verstand gleichmäßig bei ihr ausgebildet sind, und daß ich ihr daher die Wahl ihres Mannes vollkommen selbst überlassen kann. Größere Hoffnungen kann ich Ihnen nicht machen und mehr darf ich Ihnen nicht zugestehen.“

„Ich danke Ihnen von Herzen, Frau Möhring, es ist mehr als ich erwartete. Nun muß ich mich empfehlen, Sie erlauben gewiß, daß ich auch von Ihrer Tochter Abschied nehme.“

Frau Möhring verneigte sich zustimmend. Fernow ging nach der Kammerthür und öffnete dieselbe. Scheu wie ein Reh hob das junge Mädchen den Kopf empor, er stand in der Thür und breitete seine Arme aus. Sie konnte sich nicht halten, schluchzend warf sie sich an seine Brust.

„Hedwig,“ flüsterte er ihr leise in das Ohr, „wollen Sie die meine sein?“

Sie erbehte in einem süßen Wonneschauer. „Verzihen Sie sich, mein gutes Kind,“ sagte er ihr schmeichelnd und strich ihre lockigen Haare aus der Stirn, „es wird Alles gut werden, neue Hoffnung zieht in mein Herz, wir werden noch unendlich glücklich sein, nicht wahr?“

Unfähig ein Wort zu sprechen, verbarg sie ihren Kopf an seiner Brust.

Er drückte einen leisen Kuß auf ihr duftiges Haar, dann ging er, nachdem er sich der Mutter empfohlen hatte, erhobenen Hauptes weg, er wußte jetzt, daß ihm Niemand etwas

anhaben konnte, möchten die Leute reden und denken was sie wollten, er wußte jetzt genau, wo man an seine Unschuld glaubte, und das bedeutete für ihn Alles.

Ungefähr um dieselbe Zeit, als Fernow schweren Herzens die Treppen jenes alten Hauses emporstieg, das für ihn das Theuerste barg, was er auf der Welt kannte, begab sich der Criminal-Commissarius Wendt nach dem Comtoir des Bankier Blumberg. Er traf den alten Herrn in seinem Privatkabinet.

Er saß mühsam vor seinem Hauptbuch und rechnete, überall fehlte ihm Fernow mit seiner umfassenden Geschäftskennntniß, er war gezwungen, sich jetzt selbst um Sachen zu kümmern, von deren Existenz er früher kaum eine Ahnung gehabt hatte. Auf seinen Sohn konnte er sich überhaupt nicht verlassen, derselbe ließ sich fast garnicht mehr im Geschäft sehen, und wenn er einmal kam, so war er in einer Verfassung, daß ihm eine Arbeit nicht zugemüthet werden konnte.

Besonders freundlich war der Blick in Folge dessen nicht, den der Commissar bei seinem Eintritt erhielt. Der alte Herr schob das ganze Ungemach auf die Polizei, der Schaden war für einen Mann von seinem Vermögen gänzlich unbedeutend, er vergaß allerdings, daß er in seinem ersten Eifer selbst Befehl gegeben hatte, die Hilfe der Polizei in Anspruch zu nehmen.

„Guten Morgen, Herr Blumberg,“ grüßte der Criminalbeamte.

„Morgen,“ ertönte es kurz zurück. „Nun, was Neues?“

„Ja, Ihr früherer Herr Disponent ist heute aus der Untersuchungshaft entlassen, es hat sich nicht der geringste Beweis gegen ihn erbringen lassen. Ich sage Ihnen, Herr Blumberg, und Sie können sich auf meine Praxis verlassen, wir haben dem jungen Manne bitter Unrecht gethan, er ist so unschuldig an dem Diebstahl wie Sie und ich.“

„Das habe ich Ihnen gleich gesagt,“ polterte der alte Herr los, indem er sich auf seinem Stuhl umdrehte, „aber als ich an dem Abend nach Hause kam, war er bereits verhaftet, und Sie konnten oder wollten ihn nicht herausgeben.“

„Das ist Sache des Gesetzes, dagegen können wir nicht ankämpfen. Aber ich weiß etwas anderes, und ich bitte Sie um Erlaubniß, Ihnen meine Beobachtungen mittheilen zu dürfen. Es sind vorläufig nur noch Privat-Mittheilungen, und es hängt von Ihnen ab, ob Sie von denselben Gebrauch machen wollen oder nicht. Vor Allem aber bitte ich Sie, nicht böse zu werden.“

„Thun Sie nicht so geheimnißvoll und sprechen Sie frei von der Leber weg!“

„Nun dann, Ihr Sohn hat das Geld gestohlen.“

Kirschoth vor Zorn sprang der alte Herr auf.

„Herr, Sie sind des Teufels, wie können Sie es wagen, eine so gemeine Beschuldigung gegen meinen Sohn auszustößen. Beweisen Sie Ihre Behauptungen, aber schnell, ich bitte.“

„Ich hatte Sie vorher gebeten, sich nicht echauffiren zu wollen. Es sprechen ganz untrügliche Zeichen dafür, und selbst das Alibi, welches Ihr Sohn nachweisen zu können glaubt, hält nicht Stich, wenn ich ihn frage. Es ist geradezu eine physische Unmöglichkeit, daß Jemand anders den Diebstahl ausgeführt haben kann als Ihr Sohn, und ein Irrthum ist absolut ausgeschlossen.“

Der alte Herr sank wie vernichtet in seinen Sessel zurück.

„Wozu sollte der Junge das viele Geld gebraucht haben,“ stöhnte er, „ich habe ihm

Im Volksgarten.

(Eine Berliner Studie.)



Im Freien lesen, welch' Genuß, ihr Götter!
O, ihr verdammten Augen, — Donnerwetter!



Ah! mein Herr! — Sie haben sich in unsere
Wolle verwickelt! — —



Erlauben Sie, is da vielleicht noch een Platz
vor mir??



Aus den Reihen der „Zahlfessel“. — Per Sessel
20 Pfennige.



Hier ist's angenehm zu sitzen. — Gewiß. —
Kladderadatsch! Au — O! — O! — O!



Ballspiel ist die Lust der Jugend, —
Allzustark ist's keine Tugend!

gegeben, was er wollte, ich hätte ihm auch das Geld, Spiel, Pferde und Damen verschlingen gesagt, wenn ich mich recht erinnere, daß gegeben, wenn er in Verlegenheit gewesen! Usammen, namentlich wenn sich unter die unter den Banknoten, die ihnen gehölen



Abraham verstoßt die Hagar. (Mit Text auf Seite 56)

wäre." | Goldbögel ein Nabe einzuschleichen weiß, der | wurden, sich ein Tausendmarkschein befand,
 „Pah, junge Lebemänner brauchen viel | sie gut zu rupfen versteht. Sie hatten mir | auf welchem irgend eine Narrenhand ein paar

Worte geschrieben hatte, deren Sie sich aber nicht mehr entsinnen konnten?"

"Ganz recht, es war oben auf der Rückseite eine Zeile geschrieben, ich bestimme mich ganz genau."

Der Criminalist griff in seine Tasche.

"War es vielleicht dieser?"

Er hielt dem Bankier einen Tausendmarkschein hin, den dieser sofort als den seinigen relognoszirte.

"Sie sind ein Herrenmeister, Herr Commissar," sagte er, "aber ich sehe immer noch nicht ein, in welcher Beziehung mein Sohn zu diesem Tausendmarkschein steht?"

"Nichts einfacher als das. Vorgestern wurde in Hamburg einer der gefährlichsten Industrieritter verhaftet, dem wir hier schon lange auf die Finger gesehen hatten, ohne ihm etwas anhaben zu können. Er war hier einer der intimsten Freunde Ihres Sohnes, er hat dem jungen Mann, wie sich jetzt herausgestellt hat, bedeutende Summen im Spiel abgenommen, und den jungen, leichtsinnigen Mann schließlich zu dem Diebstahl gedrängt. Dieser Bauernfänger ist übrigens kein Baron, sondern ein gewöhnlicher Schlosser-Geselle."

"Großer Gott, was ist denn da zu thun, wie wende ich diese Schmach von meinem Hause ab, mein Sohn wird jedenfalls mit in die Untersuchung gezogen, vielleicht bestraft werden!" jammerte der alte Herr.

"Merken Sie auf, Herr Blumberg, ich will Ihnen den einzigen vernünftigen Rath geben, der Sie und Ihren Sohn anständig aus der Affaire zieht."

"Bitte, Herr Commissar, ich will Ihnen ewig dankbar sein."

"Das ist nicht nöthig. Ihr Sohn hat sich unwürdig gemacht hier fern in Ihrem Geschäft thätig zu sein, Sie würden ihm nie mehr trauen können, und wer einmal gestohlen hat, der ist in den meisten Fällen unrettbar verloren. Sie werden gut thun, wenn Sie heute noch Ihren misrathenen Sohn mit den nöthigen Mitteln ausstatten und ihn so schnell wie möglich nach Amerika spediren. Lassen Sie ihn dort sein Glück versuchen, entweder er kommt vorwärts oder er geht dort zu Grunde, und das geschieht besser dort wie hier. Dann aber"

„Sie die heilige Verpflichtung Ihren Disponenten hier wieder bei sich aufzunehmen, ihm seine Ehre zurückzugeben. Vor allen Dingen aber bitte ich Sie in Ihrem eigenen Interesse, die Sache mit Ihrem Sohn möglichst zu beschleunigen, es könnte leicht

sein, daß wir in kurzer Zeit uns nach ihm erkundigen. Es würde mir für Sie leid thun, wenn wir ihn hier fänden."

Nach diesen Worten empfahl sich der Commissar, er ließ den alten Bankier in trostloser Stimmung zurück. Das also war sein einziger Sohn, sein Stolz, für den er Geld zusammengeharrt hatte sein Lebenlang — ein Zucht-hauskandidat. Der alte Mann beugte sein Gesicht in die Hände und weinte bitterlich. —

Endlich erholte er sich, er brückte auf den Knopf der elektrischen Klingel und ließ seinen Sohn rufen.

Mit fester Miene trat derselbe in das Zimmer.

Sein Vater würdigte ihn keines Blickes.

"Felix," begann er endlich, "es ist das heute die letzte Unterredung, die wir mit einander haben. Unterbrich mich nicht," sagte er streng, als er bemerkte, daß sein Sohn sprechen wollte, "ich bin bald zu Ende, und dann kannst Du gehen, wohin Du willst, in meinem Hause sollen nur ehrliche Leute wohnen, keine Diebe. Du hast das Geld gestohlen, sei versichert, ich hätte Dir dasselbe geschenkt, wenn Du mich darum gebeten hättest. Du hast durch Deine verbrecherische That Dein und mein Leben zerstört, die Folgen tragen wir Beide. Es ist nicht nöthig, daß Du Dich vertheidigst, ich habe untrügliche Beweise gegen Dich, die Polizei ist Dir bereits auf der Spur. Die nöthigen Mittel werde ich Dir sofort anweisen, Du gehst heute Nachmittag nach Amerika, wohin Du willst, und zwar über Antwerpen, denn es ist so weit gekommen, daß der Erbe des alten Blumberg in Deutschland keine Minute mehr sicher ist. Ich werde mich freuen, wenn ich einmal Gutes von Dir hören sollte — jetzt bist Du entlass. Du hast keinen Vater mehr."

Ein höhnisches Lachen war das Einzige, was der alte Blumberg noch von seinem Sohn hörte, trotzig drehte er sich um, warf die Thür laut schallend in's Schloß, er ging auf sein Zimmer. Wenige Minuten später befand er sich im Besitze bedeutender Wechsel. Er verließ Deutschland bereits mit dem Mittagszuge.

Niemals hörte Jemand etwas von ihm, er war und blieb verschollen.

Am Nachmittag desselben Tages ließ der alte Bankier anspannen. Dem Amtlicher nannte er die Wohnung Fernow's. Er traf den jungen Mann zu Hause, in seiner Wohnung. Der alte Herr hatte sich getäuscht, er glaubte seinen langjährigen, treuen Beamten in verzweifelter

Gemüthsverfassung zu treffen, statt dessen fand er ihn freudig bewegt, in einer weisevollen, feierlichen Stimmung.

"Mein lieber Fernow, heute komme ich zu Ihnen, um ein großes Unrecht gut zu machen; es kostet mich große Ueberwindung, Ihnen ein Geständniß zu machen, aber Ihnen gegenüber bin ich dazu verpflichtet. Fernow, begreifen Sie meinen Schmerz, nicht Sie, ehrenhafter, braver Mann sind der Dieb gewesen, sondern mein Sohn, mein eigenes Fleisch und Blut. Fernow, wollen Sie mir verzeihen? Mein Sohn ist bereits auf dem Wege nach Amerika. Fernow verzeihen Sie mir!"

"Von Herzen, Herr Blumberg," sagte Fernow und ergriff die dargebotene Rechte des alten Mannes.

"Ich danke Ihnen, mein treuer Freund, aber ich bin damit noch nicht zufrieden, zum Zeichen, daß kein Groll mehr zwischen uns besteht, bitte ich Sie, von morgen ab wieder ihre gewohnte Thätigkeit bei mir aufzunehmen, gehen Sie darauf ein?"

"Ja, Herr Blumberg, wenn ich Sie um eine Gefälligkeit bitten darf."

"Jede, alter Freund, wie können Sie nur fragen!"

"Dann fahren Sie mit zu meiner Braut, wenn ich bitten darf."

"Zu Ihrer Braut? Sind Sie denn verlobt? Ich wußte das garnicht, dann gratulire ich nachträglich von ganzem Herzen."

"Ich bin zwar noch nicht verlobt, hoffe es aber heute Abend noch zu sein."

Sie fuhren hinaus nach der Vorstadt, nach dem alten Hause, wo Frau Möhring mit ihrer Tochter wohnte.

Wohl war es ein bewegtes Wiedersehen zwischen den ehemaligen Bekannten, bei dem alten Blumberg stiegen trübe Erinnerungen auf, doch er kämpfte sie gewaltsam nieder, als er sah, wie sein erprobter Disponent seine junge Braut zum ewigen Verlöbniß küßte.

Einige Jahre später, Frau Möhring hatte sich noch an dem jungen Eheglück ihrer Kinder erfreut, und war dann ihren Leiden erlegen, gerade als Fernow seinen zweiten Knaben taufen ließ, da veränderte der alte Blumberg seine Firma, man sprach in der großen Stadt nicht mehr von dem reichen Bankier Blumberg, sondern von dem großen Bankhaus Blumberg und Fernow. —



Die vereiteste Section.

Humoreske von Julius Stich.
(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie hatten den Babilon erreicht. Der Doktor stieß die Thür mit seinem Stoß auf — es war Niemand in dem Zimmer. Sie suchten überall umher, es fand sich von Ernestine keine Spur. Auch Friedrich wurde schließlich unbefangener, er fand zu seinem Erstaunen in einer Ecke ein Packet Reichenstifte und ein Stückchen Papier, jedenfalls die abgerissene Ecke eines Briefes, welches er dem Doktor überreichte.

Dieser las die wenigen Worte erstaunt durch.

"Aha," sagte er dann, "von meiner sauberen Frau Schwägerin. Gott hab' meinen lieben Bruder selig, aber das vermaledeite Weibsbild muß wohl etwas von dem wahren Sachverhalt ahnen, will mir gewiß das Mädchen entführen, damit ich um die schöne Leiche und um meine Section komme! Na, warte nur, alte Schlange, ich werde schon dafür sorgen, daß das Mädel hier bleibt. Komm, Friedrich, wir wollen die Sache überlegen."

Sie gingen nach dem Studierzimmer des Doktors zurück. Friedrich nahm sofort ein Glas von dem Gestell, in welchem seit zwanzig Jahren zwei Salamander friedlich vereint in Spiritus ruhten. Er schüttelte das Glas, daß die Thiere ordentlich zu hüpfen anfangen, dann begann er, dasselbe mit dem Lappen abzuwischen.

"Friedrich," begann der Doktor nach einer Weile, "was machen wir nur, daß das Mädel uns nicht entführt wird?"

"Will man sie denn entführen?" fragte Friedrich erstaunt und lächelte ganz selig.

"Ja, Schatzkopf, gewiß will man das. Ich werde darüber nachdenken, und Du bewachst das Mädel, daß sie mit Niemand in Verührung kommt. Verstehst Du mich?"

"Jawohl, Herr Doktor, ich werde mein Möglichstes thun."

"Dann ist es gut, Du kannst jetzt gehen, erfülle also Deine Pflicht."

Friedrich versicherte, daß er das in jeder Beziehung thun werde, ging auf sein Zimmer, steckte seine Pfeife an, legte sich auf sein Bett und stellte tief sinnige Betrachtungen an über

die Bewachung Wahnsinniger und Solcher, die es werden wollen.

Am nächsten Morgen war der Doktor schon sehr früh im Gange. Er hatte schon verschiedentlich nach seinem Friedrich geklingelt, bevor es ihm gelingen wollte, denselben den Armen Morpheus zu entreißen.

„Schnell, Friedrich,“ fuhr ihn sein Gebieter ziemlich ungnädig an, „schnell, bring' meinen Anzug in Ordnung, ich gehe aus!“

„Sie gehen aus, Herr Doktor?“ fragte Friedrich erstaunt und lächelte dabei verzweiflungsvoll.

„Ja gewiß,“ entgegnete dieser, „ich habe mir die Sache mit dem Mäd'el überlegt, ich werde sie hier an unsere Stadt, ja an mein Haus für alle Zeiten fesseln, ich gedenke sie nämlich zu verheirathen und ich habe bereits einen passenden Freier für sie.“

„Aber, Herr Doktor, fürchten Sie nicht, daß Sie dann ganz und gar verrückt wird?“

„Das wird die spätere Section ergeben,“ erwiderte der Doktor harmlos und fuhr mit dem linken Bein in den rechten Stiefel.

„Umgekehrt,“ verbesserte Friedrich, indem er wie gewöhnlich lächelte.

„Aha,“ meinte der Doktor und steckte das rechte Bein in den linken Stiefel.

„Erlauben Sie, Herr Doktor, ich werde Ihnen behilflich sein,“ lächelte Friedrich und verband Stiefel und Beine des Doktors in der richtigen Weise.

Die Toilette war schließlich beendet, der Doktor hing in seinem altmodischen schwarzen Rock, der bis zum Hals zugeknöpft war, er setzte seinen hohen Cylinder mit der schmalen Krempe auf und ermahnte Friedrich noch einmal zu ganz besonderer Wachsamkeit.

„Daß Du mir Niemand während meiner Abwesenheit in das Haus läßt, auch unsere Tine darf dasselbe nicht verlassen, bis ich zurückkomme. Verstanden?“

Friedrich lächelte und verbeugte sich etwas linksich.

Kaum hatte der Doktor das Haus verlassen, als Friedrich in das Studierzimmer eilte und dasselbe sorgfältig von innen verschloß. Dann holte er aus einer Ecke eine alte staubige Flasche und schenkte sich aus derselben ein großes Glas goldgelber Flüssigkeit ein, wovon er sofort einen ziemlichen Theil bei sich selbst importirte. Dann wählte er mit großer Vorsicht von den Cigarren des Doktors eine der besten Sorten aus, zündete dieselbe an, streckte sich in den bequemen Studierstuhl seines Herrn aus, und sah träumerisch lächelnd den blauen Rauchwolken nach. Als er die Cigarre halb zu Ende geraucht hatte, öffnete er das Fenster und warf sie hinaus, er rauchte von den Cigarren seines Herrn grundtätlich immer nur die „bessere Hälfte,“ dann that er noch einen tiefen Zug aus dem Glase, legte sich wieder zurecht und schloß lächelnd seine Augen zu einem wohlthätigen Schlummer. —

Leise ertönten leichte Schritte auf der Treppe, es war Ernestine, die ihren Onkel hatte ausgehen sehen und jetzt frisch und rosig wie ein Matmorgen hinabeilte. Sie schien die Gewohnheiten des alten Dieners schon zu kennen, denn sie blieb schelmisch lächelnd einen Augenblick vor der Thür des Studierzimmers stehen, dann eilte sie dem Pavillon zu. Hinter diesem, in der moosbewachsenen Gartenthür befand sich eine kleine Pforte, die sich gerade in dem Augenblick öffnete, als Ernestine bei dem Pavillon anlangte.

Ein junger, schöner Mann trat ein. „Wie freue ich mich, Dich zu sehen, meine liebe Ernestine,“ sagte er sie umarmend, „was hat denn unser alter, brummiger Onkel gesagt, daß Du Dich hier als „Germania“ von mir zeichnen liebest.“

„Gott sei Dank, Richard,“ entgegnete das junge Mädchen, „bis jetzt hat er nichts gesagt, das ist eben das Schlimme. Mein Gott, was soll ich ihm denn nur antworten?“

„Sei nur ruhig, Ernestine, in einigen Tagen wird sich alles ändern. Mir ist gesagt worden, daß ich meine Anstellung als Lehrer an der hiesigen Akademie jeden Augenblick erwarten kann, und sobald ich diese erst habe, werde ich vor unserem Onkel erscheinen und ihn um Deine Hand bitten. Sei versichert, er wird dann den alten Groll fahren lassen und gewiß seine Zustimmung geben.“

„O, ich zweifle noch sehr daran,“ versetzte Ernestine ängstlich.

„Nur nicht bange sein,“ tröstete der junge Mann, „ich verstehe meine Kunst, ich habe in München und in Rom meinen Studien mit Eifer obgelegen, und daß meine Arbeiten Anklang gefunden haben, das beweist am Besten meine Berufung an die hiesige Akademie.“

„Ach, es wäre ein zu großes Glück,“ erwiderte Ernestine, und schmiegte sich zärtlich an die Brust des Geliebten. „Ich muß jetzt gehen,“ sagte sie dann, sich plötzlich aufrassend, „der Onkel könnte kommen und uns hier überraschen.“

„Muß es sein, Geliebte?“ fragte Richard zögernd.

„Es muß.“

„Dann auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen.“

Die beiden Liebenden trennten sich.

Der Doktor Würmler war inzwischen die Straße hinabgegangen. Es paßirte höchst selten, daß er seine Wohnung verließ, aber doch kannte man ihn in der ganzen Nachbarschaft. Die Kinder stoben auseinander, als sie ihn erblickten, die Erwachsenen blieben stehen und sahen ihm erstaunt nach.

Er ging fast durch die ganze Stadt, endlich blieb er vor einem niedrigen Hause stehen, an welchem sich ein Schild mit der Aufschrift: „Professor Schnüffelmann“ befand. Unser Doktor zog die Klingel, er fand aber kaum Zeit die alte Dienerin zu fragen, ob der Herr Professor zu Hause wäre, als aus einem der Zimmer eine dünne, krähenartige Stimme ertönte: „Barbara, was ist denn da draußen für ein verteufler Zugwind, der bläst einem ja die Ohren vom Kopfe weg. Schließe die Thür sofort.“

Doktor Würmler merkte aus dieser freundlichen Anrede, daß der Professor zu Hause sei. Er trat daher ohne Weiteres in das Zimmer, in welchem er seinen zukünftigen Schwiegersohn vermutete.

Dieser saß mit dem Rücken nach der Thür auf einem Drehschemel vor seinem Pult und ließ die Füße herabhängen, so daß es den Anschein hatte, als ob der Schemel sechs Beine hätte.

„Guten Tag, verehrter Herr Kollege,“ nahm Doktor Würmler das Wort, entschuldigen Sie gütigst, daß ich Sie zu einer so unpassenden Zeit belästige und Sie in Ihren wissenschaftlichen Arbeiten störe. Ich weiß, wie unangenehm mir das sein würde.“

Der Professor grunzte etwas Unverständliches vor sich hin.

„Erlauben Sie mir,“ fuhr Doktor Würmler fort, „daß ich sofort auf die Sache selbst losgehe. Sie haben kürzlich, das heißt etwa vor einem Jahre, als Sie mich das letzte Mal zu besuchen die Güte hatten, meine Nichte in meinem Hause gesehen?“

Der Professor drehte sich auf seinem Drehschemel herum.

„Gewiß,“ sagte er mit seiner piepigen Stimme, „gewiß, ein hübsches, man möchte fast sagen, ein schönes Mädchen.“

„Nun, werther Herr Kollege,“ meinte der Doktor, „um mich kurz zu fassen und nicht allzuviel Zeit mit dieser Nebensache zu vertrödeln, ich möchte meine Nichte gern verheirathen, und habe als Freier für dieselbe, Sie, verehrter Herr Kollege, ausgewählt.“

Der magere Professor kletterte von seinem Thronstuhl hinab.

„Um,“ piepte er, „die Sache wäre so übel nicht, ich ließe mich vielleicht dazu bestimmen, wenn die Verhältnisse der jungen Dame nach meinem Geschmack wären. Sie werden mir also nicht übel nehmen, wenn ich mich danach erkundige.“

„Bitte,“ entgegnete der Doktor schmunzelnd.

„Ist Ihre Nichte reich?“

„Wie man es nehmen will, es ist mir durch kluge Verwaltung ihres Vermögens gelungen, dasselbe bis ungefähr auf hundert Tausend zu bringen.“

„Das würde mir vorläufig genügen,“ krächte der Professor, „schön und reich muß meine zukünftige Frau sein, das sind die Hauptbedingungen. Ist sonst noch etwas zu bemerken?“

„Ja. Wenn die Verheirathung stattgefunden hat, muß ich darauf bestehen, daß Sie in meinem Hause Wohnung nehmen!“

„Weshalb?“ fragte der Professor ziemlich erkältet.

„Das will ich Ihnen sofort sagen, verehrter Herr Kollege. Ich habe nämlich bei meiner Nichte die ersten Anfänge einer interessanten Geisteskrankheit konstatiert, und da ich Grund habe, anzunehmen, daß auf das Mädchen bereits von anderer Seite spekulirt wird, so möchte ich mir wenigstens ihre Leiche für meine Studien sichern. Ich glaube nämlich nicht, daß sie die Krankheit sehr lange ertragen wird.“

„Herr, sind Sie verrückt, oder glauben Sie, daß ich es bin?“ fuhr der Professor auf, „kommen Sie hierher, um mich zum Besten zu haben? Meinen Sie wirklich, daß ich eine verrückte Frau heirathen werde?“

„Nun, wenn auch dieser Fall nicht gerade ganz und gar in Ihr Fach schlägt, so glaube ich doch, daß Sie als Allopath —“

„Bemühen Sie sich nicht weiter, Herr Doktor,“ brauste der Professor auf, der glaubte, daß der Doctor sich einen Scherz ihm erlaubte, „befreien Sie mich von Ihren lästigen Gegenwart. Adieu!“

Wenige Minuten später befand sich der Doctor vollständig konsternirt auf der Straße. Es wollte ihm garnicht einleuchten, wie Jemand ein so vortheilhaftes Anerbieten ausschlagen konnte. Er begriff seinen Kollegen nicht, kopfschüttelnd eilte er seiner Wohnung zu, wo Friedrich gerade noch zur rechten Zeit aus seinem Schlummer erwacht war.

„Friedrich,“ sagte er zu seinem treuen Faktotum, „Friedrich, denke Dir nur, mein Freier, auf den ich bestimmt rechnete, hat unsere Tine ausgeschlagen. Was machen wir nun?“

Friedrich kratzte sich hinter den Ohren, rieb sich den Schlaf aus den Augen und — lächelte.

„Nun, Friedrich?“ fragte der Doktor wieder.

„Ich weiß es nicht, Herr,“ lächelte der geachtete Diener.

„Hier bleiben muß sie unbedingt, sie darf mir nicht abgeschwindelt werden, das bin ich der Wissenschaft schuldig. Wenn ich nur einen anderen Freier für sie hätte.“

In diesem Augenblick ertönten schnelle Schritte auf dem Korridor, die Thür wurde aufgerissen und — Richard trat in das Zimmer.

Bad Trauensee in der Schweiz. (Zu unserem Bilde auf Seite 49.) An dem Ufer des Vierwaldstätter Sees, dessen dunkelblau schillernde Bogen von leichten Gondeln mit schwellenden Segeln und eleganten Passagierdampfern durchzogen werden, liegt mit seinen weißen Häusern, seinen alterthümlichen Kapellen unter schattigen Bäumen der Badeort Trauensee. Weit in den See hinein erstreckt sich eine Landzunge, auf welcher der Haupttheil des Ortes erbaut ist; von hier hat man eine herrlich schöne Aussicht auf die gegenüberliegende Berge, mit ihren schroffen Abhängen und schneebedeckten Gipfeln, von wo im Sommer ein kühler, erfrischender Luftzug über den See hinwegweht. Viele Hunderte von Kranken suchen alljährlich Stärkung und Gesundheit in der würzigen Gebirgsluft, denn Trauensee ist kein Kurort, wo sich nur die elegante Welt trifft, um unter vornehmen Zerstreungen die Sommermonate zu verbringen. Es ist ein reizendes Stück der schweizerischen Alpennatur, welches uns der Künstler auf unserem Bilde vorführt.

Abraham verkauft die Hagar. (Zu unserem Bilde auf Seite 53.) Sarai war schon viele Jahre Abram's Weib, und Beide standen bereits im hohen Alter, noch aber hatte sie ihn mit keinem Kinde erfreut. Sie wollte nun, daß ihr Mann einen Erben habe, darum bewog sie ihn, mit ihrer Magd Hagar eine Verbindung einzugehen. Abram willfahrte der Ermahnung seines Weibes, und aus seiner Vereinigung mit Hagar entsproß ein Sohn, Ismael. Hagar, die Abram nun einen Erben gegeben, stellte sich jedoch über ihre Herrin, und wollte ihr nicht mehr unterthan sein; worüber sich Sarai, die rechtmäßige Gattin Abrams, bei diesem sehr beschwerte. Nun geschah es, daß Abram mit Sarai, obwohl beide schon in hohem Alter waren, einen Sohn zeugte, welcher den Namen Isaak erhielt. In Folge dieses Ereignisses nannte sich Abram fortan Abraham und sein Weib Sarai kurzweg Sara. Nachdem diese ihrem Manne einen legitimen Erben geboren, bewog sie ihn, daß er Hagar mit ihrem Sohne verstoße und entferne. So kam es, daß Abraham die Hagar eines Morgens früh mit Brod und Wasser versah, sie mit ihrem Sohne Ismael vor die Schwelle seines Hauses führte, und ihr gebot, fortzuziehen. Sara sah durch die halb offene Thür der Entfernung Hagar's und Ismael's zu, und erfreute sich der Wiedereinsetzung in ihre Rechte. Dieser Moment ist es, den uns der Künstler in dem Bilde wiedergiebt.

Praktisch. Ein Herr war bei einem seiner Freunde eingeladen. Als man Limburger Käse auftrug, welcher noch nicht angeschnitten war, fragte der Gast den Wirth: „Wo soll ich den Käse anschneiden?“ — „Wo Du willst,“ war die Antwort. — Da rief jener unverzüglich seinen Bedienten und befahl ihm, den Käse nach Hause zu tragen, weil er ihn dort anschneiden und allein essen wolle.

Ironie oder Pietät? Als Kaiser Heinrich IV. nach Merseburg kam, erinnerte man ihn daran, daß er sich an dem Orte befinde, wo sein Feind und Gegenkaiser Rudolf begraben liege, und einige seiner Hoffschranzen riefen ihm sogar, das Grabmal zu zerstören. — „Das lasse ich wohl bleiben!“ erwiderte Heinrich; „vielmehr wünsche ich, daß alle meine Feinde eine so prächtige Ruhestätte hätten.“

Goldene Sprüche. Sind Deine Feinde Dir alle verhasst? die Welt ist ja nicht mit Brettern vernagelt. — Das Beste wählen heißt bloß: man muß thun, was weniger schlecht ist.

Homonym.

Einst war ich eine große Würde
Und hatte manche schwere Bürde;
Wer lesen jetzt und schreiben kann,
Maßt sich schon meinen Namen an.
Ich bin belebt und hab' kein Leben,
Ich bin von Holz und doch ein Mann,
Gleichviel, weß Deutrag mir gegeben,
Wenn ich nur immer schweigen kann.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Buntes Allerlei.

Stilles Glück.

Des Lebens Mißgünst hat die Illusionen,
Die oft so farbenreich das Dasein schmücken —
Inmitten un'rer Sorgen uns entzücken;
In jedem Herzen, jeder Stütze wohnen.

Wenn Dich des Schicksals Schläge nicht verschonen,
Wenn Gram und Kummer Dich zu Boden drücken,
Den Geist, die Seele ihrer Bahn entrücken —
Dann öffnen jene ihre Regionen.

Drum laß dem Nächsten diese Himmels Gaben,
Aus denen sich die Hoffnung freiz entfalten, —
Im Geiste das ertösende Licht entzündet.

Wie soll sich un're Seele sonst noch laben,
Wenn finst're Nacht in unserm Innern waltet?
Ein Stern sind jene, der uns Trost verkündet.

Nach der Inspection.



Hauptmann: „Daß der Parademarsch heute so niederträchtig schlecht ausgefallen ist, daran ist wieder niemand Schuld als der Esel von Schlampel. Musketeier Schlampel! mal vor!“

Feldweibel (tritt vor): „Entschuldigen Herr Hauptmann, der Schlampel ist nicht da, er sitzt noch seine zwei Tage im Arrest ab, von dem letzten Exerziren her.“

Hauptmann: „Was, nicht da?! — Dann kriegt der Keel noch zwei Tage zugekehrt, weil's dann gewiß noch schlechter gegangen hätte!“

Scherzaufgabe.

Welcher Unterschied ist zwischen einer
Themaschine und Othello?

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:
Hoch steht über alle Begeisterung, allen Enthusiasmus, selbst
über alles Genie und Talent, die Gesinnung.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Damit sie in die krummen Scheiden passen.

Ein Regelspiel. Der verstorbene Graf Lansdale besaß so viele kleine Flecken, welche das Recht hatten, Mitglieder zum Parlamente zu wählen, daß er allein neun Parlaments-Mitglieder ernannte. Diese nannte man spottweise des Lords Regel. Eines dieser Mitglieder hielt eines Tages eine sehr sonderbare Rede im Parlament, die Burke mit dem allerbesten Spott beantwortete, so daß alle Anwesenden häufig in ein lautes Gelächter ausbrachen. Fox trat gerade in dem Augenblick ein, als Burke sich wieder niedersetzte, und fragte Sheridan: „Worüber lacht man denn so sehr?“ — „O, es ist Nichts,“ erwiderte der Befragte; „Burke hat nur einen von Lansdale's Regeln ungeworfen.“

Die nöthigen Vorkenntnisse. Handlungs-Commis: Ich glaube mich wegen meiner gründlichen Kenntnisse in Comtoir- und Waarendienst empfehlen zu können und beehre mich, zu diesem Behufe die Zeugnisse mehrerer Häuser vorzulegen. — Kaufmann leibend: Berner & Waldersee, Binder & Seibler, lauter solide Firmen. Haben Sie denn noch nie bei einem fallirenden Hause gedient? — Handlungs-Commis: Nein. — Kaufmann: Dann thut es mir sehr leid, Ihr Dienstangebot nicht berücksichtigen zu können, denn Sie werden einsehen, daß man bei der jetzigen Zeit mit einseitiger Bildung nicht ausreicht, sondern für jede Eventualität Vorkenntnisse mitbringen muß.

Gemeinnütziges. Wie man früher beim Räuchern der Schinken verfuhr. In einem im Jahre 1728 geschriebenen Buche (Compendioses und nutzbares Haushaltungs-Verikon) finden wir darüber wörtlich Folgendes mitgetheilt: „Schinken ist die Keule oder auch die Schulter von einem Schwein. Er wird für ein niedliches Essen gehalten, wenn er wohl geräuchert und wohl zugerichtet ist. Die Westphälischen und die Pommerschen haben den Ruhm vor anderen, welches der guten Eichelmaße, so in selbigen Landen überflüssig ist, vornehmlich mag zugeschrieben werden, wozu aber auch die Art zu räuchern, und der Rauch selbst, der von hartem Eichen- oder Buchenholz kommt, nicht wenig beitragen. Wer einen Schinken gut räuchern will, der lasse ihn erst 8 Tage frisch liegen, daß er mürbe werde; dann lege man ihn in Salz auf 8 Tage, und wenn er herausgenommen, drücke man die Pekel (die Bäckelbrühe) mit einer daraufgelegten Last wohl aus, salze ihn noch einmal auf der Fleischseite, nach dreien Tagen hänge man ihn in eine Rauchkammer, und gebe ihm einen feinen Rauch von Eichen- oder Nußblättern, von Wachholbern oder Rosmarinen und anderen wohlriechenden Kräutern. Wenn er gekocht werden soll, muß er erst in lauligem Wasser ausgewässert werden, dann in einem engen Schinkenpfel gesteckt, auf dessen Boden etwas Senf und ein Paar Zwiebeln gelegt, und mit wenigem Wasser gesotten werden. In solcher Brühe läßt man ihn halb erkalten, nimmt ihn sodann heraus, läßt die Brühe abtraufen, zieht ihm die Schwarte ab, besteckt das Fleisch mit Nägeln, oder bestreut es mit Pfeffer etc., deckt die Schwarte wieder darüber, und läßt ihn vollends erkalten.“

Knogograph.

Das Ganze zeigt des Lebens Winter an;
Den Kopf hinweggethan;
Im Sommer nur es reifen kann;
Den Hals auch fort: sodann
Der Winter nur Dir's bringen kann.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Fenster. — Fußvolk.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigirt von John Schwerin in Berlin.
Sedruckt und herausgegeben von John Schwerin's
Verlag, u. S., in Berlin S., Rathausstr. 8.